

„Förderungen auf klassenbezogene Ausschlüsse prüfen!“

Interview mit Betina Aumair und Julischka Stengele

*Betina, du hast gemeinsam mit Brigitte Theißl 2020 den Band „Klassenreise. Wie die soziale Herkunft unser Leben prägt“ herausgebracht. Julischka, du erzählst darin, auf welchen Umwegen du zum Kunststudium und zum Künstler*innen-Beruf gekommen bist. Wie definiert ihr Klassismus?*

BETINA AUMAIR: Klassismus beschreibt ein Macht- und Herrschaftssystem, das auf der Klassenherkunft oder gegenwärtigen Klassenpositionierung beruht. Menschen, die über soziales, kulturelles oder ökonomisches Kapital verfügen (etwa Netzwerke, Bildungsabschlüsse, Eigentum), erfahren gesellschaftliche Anerkennung. Damit einher geht eine Geringschätzung und Stigmatisierung („Sozialschmarotzer*innen“) von Menschen, die über diese Privilegien nicht verfügen. Auf einer strukturellen Ebene haben Menschen, die von Klassismus betroffen sind, wesentlich geringere gesellschaftliche Teilhabemöglichkeiten und härtere Lebensbedingungen.

JULISCHKA STENGELE: Die systemische Benachteiligung zeigt sich im enorm erschwerten oder verunmöglichten Zugang zu einem Studium, zu guter medizinischer Versorgung oder am Wohnungsmarkt. Auf zwischenmenschlicher Ebene zeigt sich Klassismus in der (bewussten oder unbewussten) Abwertung von Personen, die als arm oder ungebildet wahrgenommen werden. Dies kann von unsichtbaren Barrieren wie der Nichteinladung zum Vorstellungsgespräch bis zu physischer Gewalt (etwa gegen obdachlose Menschen) reichen.

Wie macht sich Klassismus im Kunst- und Kulturbetrieb bemerkbar?

BA: Klassismus teilt sich auch über Werte und Normen mit. Gerade über Kunst ist Abgrenzung möglich. Kunst kommt dabei tatsächlich von

Können, man muss die Sprache kennen, man muss die Wertschätzung und den Gefallen daran gelernt haben, man muss sich die Kunst leisten können. Kunst ist in ihrer Produktion kostspielig, nicht nur Geld, auch Zeit und Raum betreffend. Auch die Rezeption von Kunst kostet Geld, Zeit und Energie.

JS: Der Kulturbetrieb setzt den Einsatz von Eigenkapital voraus. Ich muss bei der Erstellung der Werke in Vorleistung gehen, auf einen Verkauf hoffen und in der Lage sein, Flauten zu überbrücken. Selbst wenn es relativ gut für mich läuft, liegt die Entlohnung oft an der Armutgefährdungsgrenze. Der Kunst- und Kulturbetrieb baut also darauf, dass ich eine andere Einkommensquelle habe.

Wie thematisierst du Klassismus in deiner künstlerischen Arbeit?

JS: Meistens ganz direkt. Meine Arbeit *If only I had the shape of a pyramid* – A conversation we wouldn't have on classism and other unspoken agreements habe ich für einen akademischen Kontext entwickelt. Sie bedient sich der Form des Q&A im Anschluss an einen Vortrag (der nie stattgefunden hat). Ich trete als Moderatorin auf, gehüllt in einen Mantel, der mit Geldscheinen bedruckt ist, und gebe das Mikrofon an Menschen im Publikum. Ihre Wortbeiträge sind allerdings vorgegeben: Ich teile ein Skript aus, auf dem einzelne Sätze (Erlebnisse, Zitate bekannter Autor*innen, statistische Informationen) stehen, und so entsteht eine lebhaft inszenierte Diskussion zum Thema Klassismus, die wir sonst nicht hätten.

*Sozialerhebungen zeigen, dass gerade an der Kunsthochschule besonders viele Studierende aus Akademiker*innen-Familien kommen. Nicht nur bildungsbürgerliches Wissen, auch Sprache, Geschmack und soziale Kontakte schaffen unterschiedliche Startvoraussetzungen für eine künstlerische Karriere. Wie kann eine Laufbahn in Kunst und Kultur gelingen, wenn der eigene Hintergrund kein bürgerlicher ist?*

JS: Wenn gelingen bedeutet, dass ich meinen Lebensunterhalt durch die künstlerische Arbeit decken kann, braucht es langen Atem und hohe Frustrationstoleranz. Wer ohne Zugang zu finanziellem Kapital startet, muss sich viel bewerben: auf Projektförderungen, Stipendien, für öffentliche Präsentationen. Die Einkünfte aus künstlerischer Tätigkeit sind

großen Schwankungen unterworfen, dafür braucht es eine Strategie, etwa geringfügig oder in Teilzeit in einem Angestelltenverhältnis zu arbeiten. Die beständige Investition in den Aufbau eines beruflichen Netzwerks ist unverzichtbar. Geh zu Ausstellungseröffnungen, Vorträgen, Workshops, Festivals, lerne Räume und Kolleg*innen kennen. Das hilft auch einzuordnen, wo du selbst stehst. Glück und Zeitgeist spielen eine Rolle: Vielleicht arbeitest du zu einem Thema, das aktuell niemanden interessiert, und zehn Jahre später ist es plötzlich in aller Munde. Hier komme ich auf den langen Atem zurück. Oder du bist am Puls der Zeit, und Leute wissen davon und fragen dich an. Da kommt wieder das Netzwerk ins Spiel.

Betina, die Erfahrungsberichte im Buch „Klassenreise“ thematisieren, wie mit dem Bildungsaufstieg eine Entfremdung von der Herkunftsklasse einhergehen kann. Klassenzugehörigkeit ist komplex, auch Geschlecht und Migrationsgeschichten spielen eine Rolle. Warum ist der Klassenbegriff wichtig?

BA: Die Klassenzugehörigkeit ist die prägendste Determinante der Ungleichverteilung von Lebenschancen. Österreich ist eine Erbgesellschaft, nicht nur, was Kapital und Eigentum betrifft, sondern generell soziale Positionierung. Ein Beispiel sind formale Bildungsabschlüsse. In kaum einem anderen europäischen Land gibt es einen derart massiven Zusammenhang zwischen dem kulturellen, sozialen und ökonomischen Kapital der Eltern und dem Bildungserfolg von Kindern. 68 Prozent der Kinder aus Akademiker*innenhaushalten schließen selbst mit einem Hochschulabschluss ab, bei Kindern, deren Eltern lediglich über einen Pflichtschulabschluss verfügen, sind es sieben Prozent. Erzählt wird allerdings eine andere Geschichte, nämlich die von der Leistungsgesellschaft, in der man sich nur ausreichend anstrengen muss. Dieser neoliberalen Mär von der individuellen Leistung und Chancengleichheit muss unbedingt widersprochen werden. Sie dient nur der Sicherung geerbter Privilegien.

Ist Klassismus im Kulturbetrieb mittlerweile sichtbarer geworden, etwa im Zusammenhang mit dem Thema Fair Pay? Immerhin ist bei Förderungen die Kalkulation von Honorar für die eigene Arbeit kein Tabu mehr. Oder wird das Thema Klasse weiter eher vermieden – und falls ja, warum?

BA: Über Klasse zu sprechen, wird überall vermieden. Weder über erfahrene Benachteiligung noch über Privilegien wird gerne gesprochen. Scham und

Beschämung spielen eine große Rolle. Deswegen ist auch ein Sprechen über Klasse so wichtig, nur so kann es zu einer Enttabuisierung kommen.

JS: Der finanzielle Hintergrund vieler Künstler*innen und Kulturarbeiter*innen bleibt verschleiert. Kolleg*innen haben oft den Eindruck, wir haben es alle gleich schwer, weil die Arbeit in der Branche meist prekär ist und schlecht entlohnt wird. Es macht aber einen Unterschied, ob ich in einer Eigentumswohnung lebe, ein Erbe auf mich wartet oder ich meine Familie um Geld fragen kann – oder ob ich diese Sicherheiten nicht habe. Darüber gibt es zu wenig Bewusstsein und Gespräche.

Bei der Vergabe von Kunstförderungen ist oft „Kontinuität der künstlerischen Arbeit“ ein Kriterium, also regelmäßige Auftritte, Ausstellungen, Output – schwierig für diejenigen, die neben der Kunst und Kulturarbeit erwerbstätig sind. Was braucht es auf kulturpolitischer Ebene, um klassistische Strukturen zu verändern?

BA: Zuerst einmal das Eingeständnis, dass wir in Klassenstrukturen tätig sind. Es müssen Strukturen geschaffen werden, die es unabhängig von der sozialen Herkunft ermöglichen, künstlerisch tätig zu sein. Ausgangspunkt jeder politischen Maßnahme müssen jene Subjekte sein, die sozial am verletzlichsten sind. Förderungen müssen dahingehend geprüft werden, ob sie klassenbezogene Ausschlüsse schaffen, und jene bevorzugen, die mit Privilegien ausgestattet sind.

JS: Kunst ist ein echter Beruf, der entsprechend entlohnt und abgesichert werden muss. Prestige und Sichtbarkeit zahlen keine Miete, und künstlerische Tätigkeit ist kein (unfreiwilliges) Ehrenamt, auch dann nicht, wenn sie sich sozialen Themen widmet. Es braucht Maßnahmen zur Abfederung der unsicheren Einkommenssituation, die eine kontinuierliche Tätigkeit erst ermöglichen: Ich wünsche mir ein Basiseinkommen für Künstler*innen und den Ausbau der Arbeitsstipendien. Maximal für ein Jahr werden sie derzeit gewährt und höchstens alle fünf Jahre. Die nordischen Länder können hier Vorbild sein, dort gibt es Arbeitsstipendien mit einer Laufzeit von bis zu zehn Jahren. Die Gestaltung und Vergabe von Förderungen ist allgemein eine Schraube, an der man drehen könnte: Die Altersgrenze muss abgeschafft werden. Der Fokus liegt derzeit auf der Unterstützung von jungen Künstler*innen, oft bis maximal 30 oder 35 Jahre. Dies ignoriert die Tatsache, dass Menschen aus Armut- oder

Arbeiter*innenmilieus oft einen deutlich längeren Ausbildungsweg haben. Auch Pflege- und Erziehungszeiten wirken sich negativ aus. Es müssen Förderschienen eingerichtet werden, die sich explizit an Künstler*innen richten, die aus Armutsumfeldern stammen. Bislang geht eine große Zahl der privaten und öffentlichen Förderungen an Personen, die nicht unbedingt darauf angewiesen sind. Nicht zuletzt ist es ein Irrglaube, dass ältere Künstler*innen keine Unterstützung mehr benötigen oder sich nicht mehr entwickeln. Eine Mindestpension für Kunst- und Kulturschaffende und eine Absicherung im Krankheitsfall sind ebenfalls ein wichtiges Thema.

Habt ihr Tipps für das Knüpfen alternativer Netzwerke, für mehr Sichtbarkeit und Infragestellen des Status quo?

BA: Ich denke, dass auch hier das Sprechen über Klasse zentral ist. Netzwerke zwischen Menschen aus der Arbeiter*innen- und Armutsklasse können stärken und Sicherheit geben und sind enorm wichtig. Aber letztendlich geht es darum, bestehende Strukturen zu verändern. Es geht auch um die Frage, wie Privilegien dazu eingesetzt werden können. Änderungen können nur klassenübergreifend gelingen.

Betina Aumair ist Literaturwissenschaftlerin und Genderforscherin mit den Schwerpunkten Bildung, Feminismus und Literatur – immer unter der Klassenperspektive. Sie ist in der Erwachsenenbildung mit dem Fokus kulturelle Bildung tätig. 2012–2013 war sie im Vorstand der IG Kultur Wien. Sie ist Arbeiter*innenkind und Care Leaverin.

Julischka Stengele betätigt sich freiberuflich als Künstlerin, Kulturarbeiterin, Textproduzentin und in der Lehre. Sie wuchs überwiegend in stationären Jugendhilfeeinrichtungen auf, hat als Erste in ihrer Familie einen Studienabschluss und gehört damit zu den ein Prozent der Care Leaver*innen, denen dies gelingt. 2020 erhielt sie den Förderpreis der freien Szene Wiens für Femmes Against Fascism (Purrr!_Femme!-ance! – Queer Femininities in Action).

Klassismus im Kulturbetrieb ist Themenschwerpunkt der IG Kultur Wien beim Preis der freien Szene 2023. Das Interview fand per E-Mail statt, die Fragen stellte Jannik Franzen.